

die darauf folgende Mahnung sei vielmehr eine Ausfaltung des Themas „für ihn leiden“ (1, 29) (O. Merk dagegen nennt als Thema Demut und Gehorsam, was mir richtiger scheint). Nur 3, 2–14 setze sich mit den „Irrlehrern“ des Phil auseinander, die zweifellos sowohl christliches wie auch jüdisches Kolorit tragen, während Paulus sich „in V 15 f mit innergemeindlicher Wirklichkeit auseinandersetzt“ und „in V 17 die Gesamtparänese von 3, 2 an zusammenfaßt (289). In Kap. 4 seien lediglich 4, 2 f und der „danklose Dank“ (4, 10–20) durch die Gemeindesituation spezifiziert.

Hat sich der Aufwand gelohnt? Sicher in dem Sinn, daß hier die Fragestellung scharf herausgearbeitet wird und man auf kurzem Raum die meisten Argumente für und wider beisammen findet. Ferner fand ich in der Textanalyse einige Lösungsvorschläge, die sich mit eigenen Ergebnissen decken: 1, 7: „daß ihr mich im Herzen tragt . . .“ (nicht ‚ich euch‘, 227); 1, 27: einmütig „für“ den Glauben entstehen etc. (239); daß 1, 3–11 Dank für die Geldspende besagt, wäre noch dadurch zu stützen, daß ‚mneia‘ das Gedenken der Philipper, nicht des Paulus meint und ‚koinonia‘ Beisteuer, Spende besagt, also ‚euren Beitrag für die Verkündigung des Evangeliums‘. Aber werden nicht bei 1, 12–26 die menschlichen Regungen des Paulus zu schnell theologisch überhöht (230)? Haben wir nach 1, 27–30 jetzt wirklich nur Teil am Kreuz und noch nicht an der Auferstehung (249, vgl. 3, 10 ff)? Sind die Aussagen, daß er „noch nicht vollendet“ sei und der Hinweis auf die „Vollkommenen“ (3, 12. 15) wirklich „Reizworte“, die auf die Gegner hinweisen (267)? Ist andererseits das „Quittieren“ in 4, 18 nicht doch hintergründiger gemeint (283)? Es überzeugt auch nicht, daß 4, 4 nicht an 3, 1 anschließen könne, weil es „bei lautem Lesen“ nicht zusammenpasse. Warum sollte ein Kompilator nicht einmal eine Formel wiederholen oder etwas umstellen (vgl. 2 Kor 2, 13 mit 7, 5)? Warum sollte er nicht auch etwas weglassen können (304) oder Übergänge glätten? Zusätzlich wäre noch die Doppelung der Thematik in 1, 21 f. und 3, 10 f. ins Feld zu führen, die ich nirgends angesprochen fand. Wenn man bei 1 und 2 Kor mit Kompositionen rechnen muß, scheint dies auch für Phil nicht mehr so schwierig, weil nicht singular. – Die Arbeit zeigt jedenfalls, wie schwierig ein endgültiges Urteil ist; eine künftige Teilungshypothese müßte auf alle hier genannten Schwierigkeiten eine plausible Antwort geben.

N. BAUMERT S. J.

SCHENK, WOLFGANG, *Die Philipperbriefe des Paulus. Kommentar*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1984. 352 S.

Dieser großangelegte Kommentar geht – mit einem gewissen Recht – „von der weit-hin durchgesetzten literarkritischen Hypothese von drei Brieffragmenten“ aus. Sie wird nicht zusammenhängend in ihren verschiedenen Ausprägungen diskutiert, wohl aber teilweise bei einzelnen Abschnitten begründet (Zusammenfassung 334–336, 338). Sch. teilt ein: „Der Dankbrief Phil A: 4, 10–23“ (29–75), „Brief B: 1, 1 – 3, 1; 4, 4–7“ (76–249) und ein „Fragment des Warnbriefes Phil C: 3, 2 – 4, 3. 8 f.“ (250–330). Die kurz zuvor erschienene Arbeit von B. Mengel (s. vorige Besprechung) ist im Literaturverzeichnis zwar schon genannt, aber nicht mehr verarbeitet; manche der dort aufgeworfenen Probleme werden hier nicht beantwortet. Sch.s Hauptinteresse liegt auch mehr bei der Analyse des Einzeltextes. Hier leistet er vorzügliche Arbeit durch konsequente Anwendung moderner linguistischer Methoden. Viele Sachfragen werden durch die Formalisierung griffiger. Auf den ersten 15 Seiten legt Sch. das methodische Programm „Linguistik und Exegese“ dar, so daß deutlich wird, wie „linguistische Präzisierung noch einige Fortschritte verspricht“ (13). Aus der Vorstellung einiger Grundbegriffe wie Handlungsarten, Sprechhandlungen, Zeichen, Textkonstitution und Textanalyse sei der Hinweis hervorgehoben, daß „der Textbegriff komplementär von textinternen und textexternen Kriterien definiert werden“ muß, weil eine „gegliederte Menge sprachlicher Zeichen“ als „Text“ immer „auf die übergreifende soziale Kommunikationsfunktion verweist“. Damit wird deutlich ins Bewußtsein gerückt, daß der Interpret über die Worte einen Zugang zu dem Kommunikationsvorgang finden muß, also zur Sache selbst. Sie besteht in unserem Fall in einem kommunikativen geistlichen Lebensvorgang zwischen Apostel und Gemeinde. Insofern sind die syntaktische und

semantische Textdimension erst mit der „Pragmatik“ voll erfaßt: „Was sollte mit dem Gesagten erreicht werden?“

Den Umfang dieses Kommentars rechtfertigt Sch. mit dem Hinweis auf drei „Grenzüberschreitungen“: Die Erörterung der Methoden, der „Konsequenzen im Blick auf eine heutige theologische Rezeption (also ‚Hermeneutik‘ in einem engeren, modernen Sinn)“ und eine methodische Kontext- und Wortfeldsemantik; sie sind aber ein Gewinn für die sachlichen Ergebnisse und in der Tat ein Beispiel dafür, „wie man exegetisiert, wenn man das, was einem an linguistischen Präzisionen exegetischer Methoden möglich erscheint, in seine Arbeit einbezieht“ (13). Insofern ist diese Arbeit richtungweisend und maßgebend. Um so mehr muß man bei der Lektüre darauf achten, ob nicht auf der inhaltlichen Seite hier und da Vereinfachungen oder auch Eintragungen vorgenommen werden. So kann z. B. die Deutung des „Eingangsgrußwunsches“ 1,2 nicht überzeugen: „Ich wünsche, daß ihr alle Gottes Zuwendung und Gemeinschaft durch (!) unseren auferweckten Herrn Jesus immer neu erfahrt“ (83–89). Weder eine „stilistisch bedingte Verkürzung“ eines Dreizeilers noch die Vergleiche mit Röm 5, 1 f. und Gal 1, 1 können dieses „durch“ einsichtig machen. Dahinter steht die Position, daß bei Paulus „die Relation Gott–Christus klar subordinatianisch strukturiert“ sei. Was immer als theologisches Konzept dahinter stehen mag, so gibt es doch auf der sprachlichen Ebene auch häufig eine Nebenordnung. Abgesehen von weiteren Briefeingängen und allen „Schlußgrußwünschen“, die Sch. in ähnlicher Weise strapaziert (71–75), liefert der sog. „umgekehrte Fall von Verkürzung Gal 1,1“ kein Argument für diese These. Denn ‚dia‘ muß nicht immer ‚Vermittler‘ besagen, sondern kann auch Urheberchaft bezeichnen (1 Kor 12, 8 ‚durch‘ = von dem Geist; ähnlich 15, 21; 2 Kor 1, 5) und wird von Paulus auch von Gott ausgesagt: 2 Kor 1, 9 (‚durch‘ Gott berufen); Gal 4, 7 sowie Röm 6, 4; 15, 32; 1 Kor 1, 1; 2 Kor 1, 1; 6, 14; 8, 5, wo ‚durch Gottes Herrlichkeit/Willen‘ etc. Gott als den Urheber meint. So kann man in Gal 1, 1 nicht vor „Gott-Vater“ parallel zum Anfang des Satzes ein ‚apo‘ ergänzen, sondern muß diesen Genetiv noch von ‚dia‘ abhängig machen. Läßt sich ein solches Ergebnis durch syntaktische Gegenbeispiele korrigieren, so wird es bei semantischen und pragmatischen Fragen schwieriger. Die letzte Instanz ist ja immer die Sinnerfassung, die notwendigerweise von den eigenen Vorerfahrungen und einem bestimmten Textverständnis ihren Ausgang nimmt. Wird dies im Prozeß der Analyse immer genügend reflektiert und korrigiert, so daß man wirklich in die hinter allen sprachlichen Regeln liegende Einmaligkeit des Verfassers und seiner Mitteilung eindringt? Eine fachgerechte linguistische Analyse bietet selbstverständlich auch nach Sch.s Auffassung nur ein verfeinertes Instrumentarium; die inhaltlichen Maßstäbe liegen nicht in der Methode, sondern in dem Urteil des Exegeten, der als Theologe eingebunden ist in die Führung und Erfahrung des in der Kirche wirkenden Geistes Gottes. In der Tat treten bei dieser „stark linguistisch reflektierten neutestamentlichen“ Exegese „Voraussetzungen wie Implikationen, Stärken wie Schwächen klarer zutage“, deren Sch. sich „wohl bewußt ist“ (13 f.).

An einem Teilstück soll nun die Methode noch genauer vorgestellt und kommentiert werden: „1. Der Dankbrief Phil a: 4, 10–20“. Sch. beginnt gewöhnlich mit der „Textsegmentierung“ in Kola oder „syntaktische Sequenzen“; ihr sind beim ersten Textgrundsätzliche Überlegungen und ein Beispiel vorausgeschickt. Anhand von Gliederungsprinzipien und einer rhythmischen Analyse erweisen sich 4, 12 f. als „hervorgehobene Prosa“ (nicht: „Hymnus“ oder „Gedicht“) (32). Dann folgt eine semantische Bestandsaufnahme: Welche Verben sind bestimmend? Welchem Wortfeld gehören sie an (hier: ‚lernen‘)? Diesem „Lernprozeß“ werden zugeordnet einerseits die „Ursache“ (4, 13a), andererseits das „Ergebnis“ („unabhängig sein“), der „Bereich“ („meine Lage“) und die „Entfaltung“ (die übrigen Verben, die auf ihre Kontextsynonymie befragt werden). Dabei spielen „referenzsemantische“ Überlegungen eine wichtige Rolle: Welche Seme sind in der zeitgenössischen Sprache mit dem Wort oder Syntagma verbunden und dürfen als bekannt vorausgesetzt werden? Dadurch werden Korrekturen möglich an dem „Zwang der Übersetzungstradition“ und werden manche scheinbaren „Besonderheiten“ der christlichen Botschaft in ein allgemeines Sprachfeld eingeordnet. Dabei zeigt sich an vielen Stellen, daß Paulus sehr stark von der Alltagssprache seiner hellenistischen Umwelt geprägt ist – eine Tendenz, die sich mit meinen Forschungser-

gebnissen deckt. Dies war ja doch auch eine Voraussetzung, um verstanden zu werden. So ist „Autarkie“ zeitgenössisch ein geprägter Begriff und die christliche „Differenz dürfte offenbar weniger in den pragmatischen Bereichen der Verhaltensformen zu suchen sein als in der semantischen Bestimmung der Ursachen“ (36 f.). Wichtig auch der Hinweis, daß ‚euaggelion‘ 4, 15 ein „nomen actionis“ ist (40) und später, daß ‚charis‘ noch „so wenig terminologisch festgelegt“ ist, daß „deutlich ein allgemeines Suprenym vorliegt, das mehrere und verschiedene Hyponyme haben kann“ (85). Ähnlich ist ‚eirene‘ von einer „profanen Versöhnungsterminologie“ her zu verstehen, so daß die Übersetzung „Zuwendung und Gemeinschaft“ gerechtfertigt erscheint. Je nach Inhalt stehen bei den einzelnen Abschnitten Fragen der Semantik, der Struktur („Textverknüpfung“) oder der Pragmatik und theologischen Folgerung im Vordergrund, stets in Auseinandersetzung mit der Auslegungstradition, besonders mit J. Gnilka. Die „Übersetzung“ erscheint jeweils als „Zusammenfassung“ am Ende. Dadurch wird mit Recht deutlich gemacht, „daß es keinen ‚Bibelkommentar‘ geben kann, der von einem Übersetzungstext“ – einem „Metatext zweiter Ordnung“ – ausgeht (35), da dieser ja gerade zu begründen sei. Die recht eigenwillige Übersetzung wirkt provozierend. Hier muß man im Einzelfall zuschauen, ob sie durch die vorherige Begründung voll abgedeckt ist, ob Nebenaspekte unversehens zur Hauptaussage gemacht werden oder ob sie nicht gerechtfertigt erscheint. Dies hängt von vielen Einzelfragen ab; einige seien zum Schluß genannt.

‚Chairein en kyrio‘ ist nicht dasselbe wie „sich über unseren auferweckten Herrn freuen“ (4, 10). Weder der Verweis auf Lk 10, 20 überzeugt (es meint doch: ‚dabei freut euch nicht, daß‘ – sonst müßte die Satzstellung anders sein) noch der Hinweis auf Phil 1, 18 (es meint: ‚darin‘ = in dem Bedrängtwerden freue ich mich, ähnlich wie Kol 1, 24 – vgl. N. Baumert, Täglich sterben und auferstehen, München Kösel: 1972, 313). Zur Sache: Es gibt sehr wohl eine „in der Sphäre Christi sich vollziehende Freude“, die „auf einer neuen Ebene liegt“; dies ist keine „unsemantische Auskunft“, sondern Verweis auf ein Grunddatum christlicher Geist-Erfahrung: ihre eigentümliche Qualität (vgl. Joh 14, 27) (s. 60 f.). Sch. selbst hält denn auch seine Formulierung von 4, 10 bei 3, 1; 4, 4 nicht in gleicher Schärfe durch. Problematisch ist in diesem Zusammenhang die Nivellierung von „Geist“ = „Herr“ = „der auferweckte Herr“ (61; 67; 69). Die Parataxe von ‚hoti‘ und ‚ef ho‘ (4, 10) mit „erstens“, „und zweitens“ scheint nicht gerechtfertigt (44; zur Sache: N. Baumert, BZ 13 [1969] 258, s. Literaturverzeichnis). In „mein Gott“ (4, 19) würde ich eher einen Hinweis darauf sehen, daß Gott für Paulus geradesteht und seine Schulden ausgleicht (2 Kor 8) als daß er „mich so versorgt“; und die „Funktionsgleichheit“ des Futurs von Phil 4, 18 mit dem Konj. Aor. Röm 15, 13“ (52) ist nicht einzusehen, denn das Futur sagt keinen Wunsch, sondern eine Gewißheit aus. So möchte man an manchen Stellen ein Fragezeichen setzen, etwa auch an Inhalt und Bedeutung des eschatologischen Aspekts (45 f.; 48; 57), an die Ausführungen über den Gebetscharakter von 4, 19 und die damit zusammenhängende Gewißheitsfrage (52 f.), an die Deutung von ‚chreia‘ (4, 19) als „Bedarf, Lebensunterhalt“ – es meint doch wie in 4, 17 das „Guthaben bei Gott“ – und an die Frage der geistlichen Metaphorik dieser „finanzökonomischen Sprache“ (53 f.; 64). Hier spielen Ermessensfragen und theologische Vorentscheidungen eine Rolle. Eine griffige Methode verleitet leicht dazu, Aussagen in Schemata zu pressen. Daneben stehen selbstverständlich viele Ergebnisse, für die man nur dankbar sein kann. Das Buch ist methodisch ein hervorragender Beitrag zur Erforschung der Paulusbriefe, auch wenn sich, wie der Vf. selbst schreibt, bei einzelnen seiner „Vorschläge zeigen sollte, daß sich bei weiterführenden Fragerichtungen und Argumenten eine Modifikation der Resultate als notwendig erweist.“

N. BAUMERT S. J.

BROWN, RAYMOND E., *The Epistles of John*. Translated with Introduction, Notes, and Commentary (The Anchor Bible 30). Garden City, N. Y.: Doubleday & Co. 1982. XXVIII/812 S.

Nach seinem großen zweibändigen Kommentar in derselben Kommentarreihe (1966–70) und seiner Darstellung der Geschichte der johanneischen Gemeinde „The